

dtv

Reihe Hanser

Jeff, der Neue, versteht gar nicht, was so schlimm daran sein soll, neben Bradley Chalkers zu sitzen. Aber schon in der ersten Stunde findet er es heraus: »Gib mir einen Dollar, oder ich spuck dich an!«, ist Bradleys Antwort auf Jeffs vorsichtigen Annäherungsversuch. Ein echtes Ekel – oder ist vielleicht nur alles gespielt?

Louis Sachar beweist mit diesem Buch, dass man auch von den ernstesten Dingen des Lebens umwerfend komisch erzählen kann.

Louis Sachar, geboren 1954 in East Meadow, New York, studierte Wirtschaftswissenschaften und Jura. Er arbeitete als Anwalt und schrieb nebenbei Kinderbücher, die ihn bald so berühmt machten, dass er sich ganz dem Schreiben widmen konnte. Mit ›Löcher‹ gelang ihm einer der spektakulärsten Jugendsucherfolge der vergangenen Jahrzehnte. Er lebt mit seiner Frau und seiner Tochter in Kalifornien. In der *Reihe Hanser* erschien zuletzt: ›Der Fluch des David Ballinger‹ (dtv 62162)

Louis Sachar

Bradley

letzte Reihe, letzter Platz

Aus dem Englischen
von Klaus Fritz

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



12. Auflage 2018
2005 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1987 Louis Sachar
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›There's a Boy in the Girl's Bathroom‹
(Alfred A. Knopf, New York)
© 2003 der deutschsprachigen Ausgabe:
Carl Hanser Verlag München
Umschlag: Sabine Wilharm
Satz: Satz für Satz. Wangen im Allgäu
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62212-7

Für Carla

Bradley Chalkers saß ganz hinten im Klassenzimmer – letzte Reihe, letzter Platz. Keiner saß am Pult neben ihm und keiner vor ihm. Er war eine Insel.

Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er im Schrank gesessen. Dann hätte er die Tür schließen können und nicht mehr Mrs. Ebbel zuhören müssen. Bestimmt hätte sie nichts dagegen gehabt. Vermutlich wäre es ihr sogar recht gewesen. Und dem Rest der Klasse sowieso. Letzten Endes wäre es allen besser gegangen, wenn er im Schrank gesessen hätte, aber leider passte sein Pult da nicht rein.

»Hört zu, Kinder«, sagte Mrs. Ebbel, »ich möchte euch heute Jeff Fishkin vorstellen. Jeff ist erst vor kurzem hierher gezogen. Er kommt aus Washington, D.C., und das ist unsere Hauptstadt, wie ihr wisst.«

Bradley hob den Kopf und musterte den Neuen, der vorne neben Mrs. Ebbel stand.

»Wie wär's, wenn du der Klasse ein wenig von dir erzählst, Jeff«, ermunterte ihn Mrs. Ebbel.

Der Neue zuckte die Achseln.

»Weshalb so schüchtern?«, sagte Mrs. Ebbel.

Der Neue murmelte etwas, aber Bradley verstand es nicht.

»Warst du schon mal im Weißen Haus, Jeff?«, fragte Mrs. Ebbel. »Die Klasse würde sicher gerne ein wenig darüber hören.«

»Nein, da war ich noch nie«, sagte der Neue hastig und schüttelte den Kopf.

Mrs. Ebbel lächelte. »Na schön, dann suchen wir jetzt am besten einen Platz für dich.« Sie ließ den Blick durchs Klassenzimmer schweifen. »Hm, im Moment ist wohl kein Platz frei, außer dort ganz hinten. Da könntest du sitzen.«

»Nein, nicht neben Bradley!«, rief ein Mädchen in der ersten Reihe.

»Immer noch besser als *vor* Bradley«, sagte der Junge neben ihr.

Mrs. Ebbel runzelte die Stirn. Sie wandte sich Jeff zu. »Tut mir Leid, aber einen anderen freien Platz haben wir nicht.«

»Mir egal, wo ich sitze«, murmelte Jeff.

»Nun ja, dort ... mag keiner sitzen«, sagte Mrs. Ebbel.

»Das stimmt«, meldete sich Bradley. »Keiner will neben mir sitzen!« Er lächelte sein merkwürdiges Lächeln. Er zog den Mund dermaßen in die Breite, dass man kaum wusste, ob es ein Lächeln war oder eine Grimasse.

Verlegen setzte sich Jeff neben Bradley, der ihn mit Glubschaugen anstarrte. Jeff antwortete mit einem Lächeln und Bradley wandte sich ab.

Als Mrs. Ebbel mit dem Unterricht begann, holte Bradley einen Bleistift und ein Blatt Papier hervor und fing an zu kritzeln. Er kritzelte fast den ganzen Morgen vor sich hin, mal auf einem Blatt Papier und mal auf dem Pult. Manchmal drückte er so hart auf, dass die Bleistiftspitze abbrach. Immer wenn das

passierte, lachte er. Dann klebte er die abgebrochene Spitze mit Tesa auf einen der Kramklumpen in seinem Pult, spitzte seinen Bleistift und kritzelte weiter.

In seinem Pult häuften sich solche Klumpen aus Papierfetzen, Bleistiftspitzen, zerkauten Radiergummis und anderem, nicht mehr wiederzuerkennendem Zeug, alles mit Tesa zusammengeklebt.

Mrs. Ebbel gab ihnen eine Englischarbeit zurück. »Die meisten von euch haben sehr gut abgeschnitten«, sagte sie. »Was mich sehr gefreut hat. Wir haben vierzehn Einsen, der Rest sind Zweien. Natürlich gibt es auch eine Sechs, aber ...« Sie zuckte die Achseln.

Bradley hielt seine Arbeit hoch, damit alle sie sehen konnten, und lächelte wieder dieses schiefe Lächeln.

Während Mrs. Ebbel mit der Klasse die richtigen Antworten durchging, holte Bradley seine Schere heraus und zerschnippelte das Aufgabenblatt sorgfältig in winzige Quadrate.

Als es zur Pause läutete, zog er seine rote Jacke an und ging, für sich alleine, nach draußen.

»Hey, Bradley, wart doch mal!«, rief jemand von hinten.

Verdutzt drehte er sich um.

Jeff, der Neue, schloss hastig zu ihm auf. »Hi«, sagte Jeff.

Bradley starrte ihn verblüfft an.

Jeff lächelte. »Ich hab nichts dagegen, neben dir zu sitzen«, sagte er. »Echt.«

Bradley wusste nichts zu sagen.

»Ich *war* schon mal im Weißen Haus«, gab Jeff zu.
»Wenn du willst, erzähl ich dir davon.«

Bradley dachte kurz nach und sagte: »Gib mir 'nen Dollar oder ich spuck dich an.«

Es gibt Kinder, die sind gute Spucker, und das sieht man ihnen auch gleich an. So könnte man Bradley Chalkers wohl am besten beschreiben. Er sah aus wie ein guter Spucker.

Bradley war der älteste Schüler in Mrs. Ebbels Klasse und machte den zähesten Eindruck. Er war ein Jahr älter als die anderen, denn in der vierten Klasse war er sitzen geblieben. Jetzt war er zum ersten Mal in der Fünften, aber sicher nicht zum letzten Mal.

Jeff starrte ihn an, dann gab er ihm einen Dollar und rannte davon.

Bradley lachte in sich hinein und sah den anderen Kindern beim Spielen zu.

Als er nach der Pause ins Klassenzimmer zurückkam, war er überrascht, dass Mrs. Ebbel kein Wort zu ihm sagte. Er hatte gedacht, Jeff würde ihn verpfeifen und er müsste ihm den Dollar zurückgeben. Er setzte sich an sein Pult ganz hinten im Klassenzimmer – letzte Reihe, letzter Platz. *Er hat Schiss, mich zu verpfeifen*, schloss er. *Er weiß, wenn er mich verpfeift, polier ich ihm die Fresse!* Er lachte in sich hinein.

Auch sein Mittagsbrot aß er für sich alleine.

Nach der Mittagspause rief ihn Mrs. Ebbel nach vorne.

»Meinen Sie mich?«, fragte Bradley. Er starrte Jeff

an, der sich bereits gesetzt hatte. »Ich hab doch gar nichts getan.«

»Hast du meinen Brief an deine Mutter weitergegeben?«, fragte Mrs. Ebbel.

»Hä? Was für'n Brief? Sie haben mir keinen Brief gegeben.«

Mrs. Ebbel seufzte. »Das habe ich sehr wohl, Bradley. Ich habe dir sogar zwei Briefe gegeben, weil du sagtest, der erste sei gestohlen worden.«

»Ach ja, stimmt«, sagte er. »Den hab ich ihr schon vor 'ner Ewigkeit gegeben.«

Mrs. Ebbel musterte ihn argwöhnisch. »Bradley, ich halte es für sehr wichtig, dass deine Mutter morgen kommt.«

Morgen war Elternsprechtag.

»Sie kann nicht kommen«, sagte Bradley. »Sie ist krank.«

»Du hast ihr den Brief gar nicht gegeben, stimmt's?«

»Rufen Sie doch ihren Doktor an, wenn Sie mir nicht glauben.«

»Die Schule hat jetzt eine neue Lehrerin eingestellt«, sagte Mrs. Ebbel. »Sie ist Schulpsychologin, und ich finde es sehr wichtig, dass deine Mutter mit ihr spricht.«

»Oh, die haben sich schon längst unterhalten«, sagte Bradley. »Die gehen nämlich zusammen kegeln.«

»Ich will dir nur helfen, Bradley.«

»Rufen Sie doch im Kegelklub an, wenn Sie mir nicht glauben!«

»Gut, Bradley«, sagte Mrs. Ebbel und ließ die Sache auf sich beruhen.

Froh, dass es überstanden war, ging Bradley an seinen Platz zurück. Er warf Jeff einen Blick zu, immer noch überrascht, dass der ihn nicht verpiffen hatte. Während er vor sich hin kritzelte, ging ihm andauernd durch den Kopf, was Jeff zu ihm gesagt hatte. *Hey, Bradley, wart doch mal! Hi. Ich hab nichts dagegen, neben dir zu sitzen. Echt. Ich war schon mal im Weißen Haus. Wenn du willst, erzähl ich dir davon.*

Das brachte ihn durcheinander.

Er verstand es, wenn die anderen Kinder gemein zu ihm waren. Das störte ihn nicht. Er hasste sie einfach. Und solange er sie hasste, war es egal, was sie von ihm hielten. Deshalb hatte er auch gedroht, Jeff anzuspucken. Er musste Jeff hassen, bevor Jeff ihn hasste.

Aber jetzt war er wirklich durcheinander. *Hey, Bradley, wart doch mal! Hi. Ich hab nichts dagegen, neben dir zu sitzen. Echt.* Die Worte rollten ihm durch den Kopf und pochten gegen sein Gehirn.

Nach Schulschluss folgte er Jeff zur Tür hinaus. »Hey, Jeff«, rief er, »wart doch mal!«

Jeff wandte sich um, dann fing er an zu rennen, aber Bradley war schneller. Er holte Jeff an der Ecke des Schulgebäudes ein.

»Ich hab kein Geld mehr«, sagte Jeff nervös.

»Ich geb dir 'nen Dollar, wenn du mein Freund sein willst«, sagte Bradley. Er hielt Jeff den Dollarschein hin, den er ihm vorhin abgenommen hatte.

Jeff streckte zögernd die Hand aus, dann schnappte er sich das Geld.

Bradley setzte sein schiefes Lächeln auf. »Warst du wirklich schon mal im Weißen Haus?«, fragte er.

»Ähm ... ja«, sagte Jeff.

»Ich auch!«, sagte Bradley. Dann wandte er sich um und rannte nach Hause.

Zu Hause angekommen öffnete Bradley die Tür und verzog das Gesicht. Es roch nach Fisch.

»Du bist heute früh dran«, rief seine Mutter aus der Küche. Sie war eine dicke Frau mit wulstigen Armen. Sie trug ein ärmelloses grünes Kleid und hielt ein Schlachtermesser in der Hand.

»Wir sind heimgerannt, ich und meine Freunde«, verkündete er.

Ein dicker Fisch, ungefähr so dick wie einer von Mrs. Chalkers' Armen, lag auf einem Brett auf der Anrichte. Bradley sah zu, wie sie das Messer über dem Fisch hob und ihm dann blitzschnell den Kopf abhackte.

Er ging durch den Flur in sein Zimmer und schloss die Tür. »Hey, hört mal«, rief er, »Bradley ist wieder da!« Dabei tat er so, als würde jemand anders sprechen. »Hi, Bradley. Hi, Bradley«, sagte er mit wieder anders verstellter Stimme.

»Hallo, alle zusammen!«, antwortete er, diesmal als er selbst.

Er sprach zu seiner Sammlung kleiner Tiere. Davon besaß er ungefähr zwanzig. Da war ein Messinglöwe, den er eines Tages auf dem Schulweg in einer Mülltonne gefunden hatte. Ein Esel aus Elfenbein, den seine Eltern von ihrer Reise nach Mexiko mitgebracht hatten. Zwei Eulen, die früher als Salz-

und Pfefferstreuer gedient hatten, ein gläsernes Einhorn mit abgebrochenem Horn, eine Familie Cockerspaniels, die sich um einen Aschenbecher drängten, ein Waschbär, ein Fuchs, ein Elefant, ein Känguru und einige Wesen, die schon so ramponiert waren, dass man nicht mehr erkennen konnte, was für Tiere es einmal gewesen waren. Sie alle waren seine Freunde.

Und sie alle mochten Bradley.

»Wo ist Kim?«, fragte Bradley. »Und Bartholomäus?«

»Ich weiß nicht«, sagte der Fuchs.

»Die hauen immer zusammen ab«, sagte das Känguru.

Bradley beugte sich über das Bett, langte unter sein Kopfkissen und zog Kim das Kaninchen und Bartholomäus den Bären hervor. Er wusste, dass sie unter seinem Kissen steckten, weil er sie selbst vor der Schule dort hingetan hatte.

»Was habt ihr zwei denn da unten getrieben?«, fragte er streng.

Kim kicherte. Sie war ein kleines rotes Kaninchen mit aufgeklebten Perlaugen. Eines ihrer Ohren war abgebrochen. »Nichts, Bradley«, sagte sie. »Ich war nur kurz spazieren.«

»Ähm, und ich musste mal«, sagte Bartholomäus. Er war ein braun-weißer Bär und stand auf den Hinterbeinen. Sein Maul war aufgerissen und darin waren schön geformte Zähne und eine rote Zunge zu sehen.

»Die sind zusammen ausgebüxt!«, petzte der mexikanische Esel. »Ich hab sie knutschen sehen!«

Kim kicherte.

»Oh, Kim«, ermahnte sie Bradley. »Was soll ich nur mit dir machen?«

Sie kicherte erneut.

Bradley langte in seine Hosentasche und zog eine Hand voll Papierschnipsel hervor, die Reste seiner Englischarbeit. »Seht mal alle her«, sagte er. »Ich hab euch was zu futtern mitgebracht!« Er ließ die Papierschnipsel aufs Bett fallen und schob all seine Tiere mitten in den Haufen hinein.

»Nur mit der Ruhe«, sagte er. »Es ist genug für alle da.«

»Danke, Bradley«, sagte Kim. »Schmeckt lecker.«

»Ja, echt gut«, sagte Bartholomäus.

»Man spielt nicht mit dem Essen«, ermahnte die Mutter der Cockerspaniels ihre drei Kinder.

»Bitte mal das Salz«, sagte die Pfeffereule.

»Bitte mal den Pfeffer«, sagte die Salzeule.

»Und jetzt mal alle zusammen für Bradley!«, rief der Löwe.

»Bradley lebe hoch!«, jubelten sie.

Kim war satt und hoppelte singend davon. »Ich glaube, ich nehme ein Bad im Teich«, sagte sie schließlich.

Der Teich war ein hellroter Fleck auf Bradleys Tagesdecke, wo er einmal Traubensaft verschüttet hatte.

Kim sprang ins Wasser. Plötzlich schrie sie: »Hilfe! Ich hab einen Krampf!«

»Du hättest nicht gleich nach dem Essen ins Wasser gehen sollen«, sagte Bradley streng.

»Hilfe! Ich ertrinke!«

Bartholomäus hob den Kopf. »Das klingt nach Kim!«, rief er. »Hört sich an, als würde sie im Teich ertrinken!« Er hastete zum Teich, um sie zu retten. »Durchhalten, Kim!«, rief er. »Ich bin –«

Bradleys Zimmertür schwang auf und seine Schwester Claudia stürmte herein. Sie war vier Jahre älter als Bradley.

»Raus hier!«, raunzte er sie an. »Oder ich polier dir die Fresse!«

»Was treibst du denn da?«, stichelte sie. »Sprichst du wieder mit deinen kleinen Freunden?« Ihr Lachen brachte eine Zahnsperre zum Vorschein.

Es war Claudia, die Kims Ohr kaputtgemacht hatte. Sie war aus Versehen draufgetreten. Bradley hatte sie gesagt, er sei selbst schuld, weil er seine Tiere auf dem ganzen Teppich verstreut hatte. Dass Kim gar nicht auf dem Teppich lag, sondern sich in der Wüste verirrt hatte, davon hatte er ihr nichts erzählt. »Na und?«, hatte er nur gesagt. »Ist doch nur ein dummes kleines Kaninchen.«

»Du sollst zu Mom kommen«, sagte Claudia. »Ich soll dich holen.«

»Was gibt's?«

»Sie will mit dir sprechen. Sag deinen Tieren, dass du gleich wieder da bist.«

»Ich hab nicht mit ihnen geredet«, beteuerte Bradley.

»Was dann?«

»Ich hab sie geordnet. Ich hab sie in alphabetischer Reihenfolge geordnet. Das ist ein Projekt für die

Schule. Ruf meine Lehrerin an, wenn du mir nicht glaubst.«

Claudia kicherte. Obwohl sie sich immer über Bradleys Tiere lustig machte, hatte sie ein schlechtes Gewissen gehabt, als sie auf das Kaninchen getreten war. Sie wusste, es war Bradleys Lieblingstier. Zum Trost hatte sie den Bären gekauft und ihm geschenkt. »Wozu brauch ich einen Bären?«, hatte er nur gesagt.

Er ging in die Küche. Der Fisch, inzwischen zerlegt und mit Zwiebeln bestreut, briet auf dem Herd.

»Ich soll kommen?«, sagte Bradley.

»Wie läuft es in der Schule?«, fragte seine Mutter.

»Bestens! Heute zum Beispiel haben sie mich zum Klassensprecher gewählt.«

»Deine Noten sind in Ordnung?«

»Ja. Mrs. Ebbel hat uns heute einen Englischtest zurückgegeben und ich hab wieder mal 'ne Eins. Wenn du's genau wissen willst, eine Eins plus.«

»Zeigst du ihn mir?«

»Mrs. Ebbel hat ihn an die Wand gehängt, neben meine anderen Einsertests.«

»Mrs. Ebbel hat mich gerade angerufen«, sagte seine Mutter.

Bradleys Herz machte einen Sprung.

»Warum hast du mir nicht gesagt, dass morgen Elternsprechtag ist?«, fragte seine Mutter.

»Hab ich das nicht?«, fragte er unschuldsvoll.

»Nein, nicht dass ich wüsste.«

»Doch, ich hab's dir gesagt«, erwiderte er. »Und du hast gesagt, du könntest nicht hingehen. Hast du wahrscheinlich vergessen.«

»Mrs. Ebbel hält es offenbar für wichtig, dass ich komme«, sagte seine Mutter.

»Die tut doch bloß ihre Arbeit«, sagte Bradley. »Je mehr Mütter zu ihr kommen, desto mehr verdient sie.«

»Jedenfalls habe ich für morgen früh um elf ein Treffen mit ihr vereinbart.«

Bradley starrte sie ungläubig an. »Nein, da darfst du nicht hingehen!«, rief er und stampfte mit dem Fuß auf. »Das ist nicht fair!«

»Bradley, was –«

»Das ist nicht fair! Das ist nicht fair!« Er rannte in sein Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu.

Einen Moment später klopfte seine Mutter an die Tür. »Was meinst du damit?«, fragte sie. »Was ist nicht fair?«

»Das ist nicht fair!«, rief er. »Du hast es versprochen!«

»Was habe ich versprochen? Bradley? Was?«

Er gab keine Antwort. Er konnte nicht antworten, bevor er sich ausgedacht hatte, warum es nicht fair war und was sie ihm versprochen hatte.

Er blieb in seinem Zimmer, bis Claudia ihm sagte, er solle zum Abendessen kommen. Er folgte ihr ins Esszimmer, wo die Mutter und der Vater schon am Tisch saßen.

»Habt ihr euch die Hände gewaschen?«, fragte der Vater.

»Ja«, logen Bradley und Claudia.

Bradleys Vater arbeitete auf dem Polizeirevier. Vor vier Jahren hatte er bei einer Verfolgungsjagd einen